



Interview mit Eleonore Wiedenroth-Coulibaly, Aktivistin und Mitbegründerin der Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland (ISD) zur *Othello* Aufführung im Deutschen Schauspielhaus. Die Fragen stellte Jonas Berhe, freier Journalist/Hamburg.

Jonas Berhe: Frau Wiedenroth-Coulibaly, Mitte September feierte die Inszenierung des *Othello*, von Regisseur Stefan Pucher inszeniert, seine Premiere im Deutschen Schauspielhaus Hamburg. Dabei spielte der weiße Schauspieler Alexander Scheer in „blackface“ Manier *Othello*. Worin sehen Sie dabei das Problem und was bedeutet für Sie „blackface“ in einem deutschen Kontext?

Eleonore Wiedenroth-Coulibaly: In Deutschland scheinen Rollenzuschreibungen auch und gerade am Theater stärker an „Hautfarbe“ orientiert als an Charakter. Offensichtlich wird mit „Hautfarbe“ derart stark eine soziale Stellung verbunden und also auch übermittelt, dass sie als Merkmal unbedingt in Erscheinung treten muss. Wenn also ein weißer Schauspieler einen Charakter spielt, der laut Vorlage ein Schwarzer sein soll, dann wird das Spiel in übertriebenem Maße und unübersehbar auf Hautfarbe abgestellt. Einerseits beglückwünschen wir jeden schwarzen Schauspieler, der eine solche eindimensionale Rollenzuschreibung nicht erfüllen muss, andererseits ist es eine Zumutung für das Publikum, sich so etwas unter dem Deckmantel von Kultur und künstlerischer Freiheit bieten lassen zu müssen. Statt die gesellschaftliche Entwicklung in Richtung Offenheit zu fördern werden durch Bilder wie „blackface“ oder den Gebrauch von rassistisch gefärbter und eigentlich antiquierter Sprache falsche, wenn nicht gefährliche Signale ausgesendet. Es ist bedauerlich, dass rassistisches Repertoire über Zeiten und Ländergrenzen hinweg reproduziert wird. Bisher waren wir gewohnt, „black faces“ in Deutschland in den verschiedenen Karnevalstraditionen zu sehen, die eindeutig auf koloniale Zusammenhänge und Reminiszenzen zurückzuführen sind.

Dass sie Einzug in seriöses Theater nehmen, lässt heutige (Lippen-)Bekennnisse gegen Rassismus und für ein interkulturelles Miteinander unglaublich erscheinen.

J.B.: Nach der Berliner Volksbühne im vergangenen Jahr und den Festspielen in Bayreuth deutet sich nun auch eine Rassismus Debatte um die Inszenierung im Deutschen Schauspielhaus an. Gibt es Parallelen, oder haben die Fälle nichts gemein?

E.W.-C.: Es scheint wie ein *backlash*, wie ein riesiger Rückschritt: nachdem noch vor einigen Jahrzehnten gerade in künstlerischen Kreisen die Dimensionen der einen Welt und eines vereinenden Geistes ausprobiert wurden und darin auch wissentlich und offensichtlich viele Elemente anderer Kulturen aufgenommen, verarbeitet und neu zusammengesetzt wurden, scheint es zur Mode zu werden, sich öffentlich zu seinen Rassismen zu bekennen. Dies geschieht in der Bildsprache ebenso wie im Wort. Bleibt zu fragen, welche Rolle schwarze SchauspielerInnen in solch einem Szenario besetzen und ausüben sollen. An der Volksbühne Berlin war man sich z.B. bewusst, dass die Rolle des Schwarzen so ausgestaltet war, dass sie einem Schwarzen nicht zuzumuten war. Man hatte sich bewusst für die (scheinbar) verfremdende Besetzung durch einen weißen Bulgaren entschieden, um umso mehr und um so freizügiger mit rassistischen Klischees um sich werfen zu können. Ich vermute, dass sich auch in diesem Fall, bei der Aufführung des Othello in Hamburg, eine solche problematische Einstellung wiederholt.

J.B.:

Das Schauspielhaus warb mit dem Spruch "Mohr and More" für die Premiere. Ist das aus einer schwarzen Position kritikwürdig?

E.W.-C.:

Othello als künstlicher und übertriebener „Mohr“, das ist schon ein Politikum. Der Werbegag mit dem Gleichklang der Worte, die einerseits aus geschichtlich-politischen Zusammenhängen, andererseits aus dem modernen Sprachgebrauch mit den vielen Anglizismen herrühren, übersieht die Kontinuität des ersten Politikums. „Mohren“ wurden in dieser Gesellschaft verkauft, verschachert, ihrer Menschenwürde entledigt und zur Unterhaltung und Bestätigung des eigenen Status quo eingesetzt. Und dies mit Gewinn an Ansehen oder auch Geld, für diejenigen, die sich nach damaligen Begriffen solch ein Prestigeobjekt halten konnten.

Auf heutiges Kaufverhalten übertragen heißt dies, dass noch immer versprochen wird, wer sich einen Mohren kauft, kann sich noch mehr leisten, hat noch mehr Zugewinn. Es ist schwierig, aus alten Strukturen, die inzwischen verinnerlicht wurden, auszusteigen, es ist kein bisschen schwierig in ihnen zu verharren und sie immer wieder in neuem Gewand zu reproduzieren.

J.B.: Wie müsste Ihrer Meinung nach das Schauspielhaus in der jetzigen Situation reagieren?

E.W.-C.: Eigentlich ist es ja schon zu spät ... Angefangen bei der Inszenierung, die um den „schwarzen“ Charakter (welche Assoziationen das allein schon hervorruft!) hervorzuheben, zum blackface greift, statt einfach den Othello charakterlich in allen Nuancen auszufeilen und auf die Bühne zu bringen - die Hautfarbe würde sich erübrigen, bis zu dem Werbespruch, der in kolonial-rassistische Raster zurückfällt ...

Es ist ja auch nicht nur das Problem der Volksbühne Hamburg. Es ist ein Rückwärtstrend in der Schauspielkunst allgemein. Allein mehrere Inszenierungen an verschiedenen deutschsprachigen Bühnen (Berlin, München, Bayreuth, Hamburg, .Wien ...) oder auch neue Theaterstücke im deutschsprachigen Raum, die sich mit dem Unwort und also Un-Begriff N**** befassen, treten derart gehäuft auf, dass in der Kunstszene eine allgemeine Debatte über ihren gesellschaftlichen Stellenwert und ihren Auftrag in Gang kommen sollte. Es kann nicht angehen, dass „political correctness“ nur erwähnt wird um sie sofort platt abzulegen und dass unter dem Deckmantel der „künstlerischen Freiheit“ jeder diskriminierende Ausdruck gerechtfertigt wird. Theaterkunst hat durchaus auch eine erzieherische Komponente, immerhin will sie viele Menschen erreichen und etwas vermitteln. Die Debatte über das, was vermittelt werden soll und kann, sollte nicht nur in geschlossenen, sich selbst genügenden Kreisen stattfinden sondern in Auseinandersetzung mit denjenigen, die ja auch die Adressaten sind. Und dabei gilt nicht das Ausschlussargument: Wer's nicht sehen will, kann ja zu Hause bleiben. Es geht darum, dass öffentliche Räume so gestaltet werden, dass sich Angehöriger aller Bevölkerungsgruppen angesprochen oder gespiegelt sehen.

Es geht insgesamt um das Einüben von Sensibilität und Offenheit, so dass niemand das Gefühl haben muss, an bestimmten Orten, wie z.B. dem Theater, nicht willkommen zu sein.